

Leseprobe

Anjali Deshpande: *Mord*, Roman, Draupadi Verlag 2023, Seiten 5-12

Ein neuer Morgen war angebrochen. Das kreischende Hupen der auf der Straße vorbeifahrenden Busse war eindeutig. Zur Bekräftigung ertönte das laute Scheppern von Stahlrohren, die eben auf eine Autorikscha verladen wurden. Offenbar konnten die im Haus gegenüber bei den Zeltbauern wieder mal mit einem ordentlichen Bündel Geldscheine rechnen. Während er auf dem Bett lag, dachte er daran, wieviel Geld die bei Hochzeiten, Verlobungen, Namensgebungsfeiern und Geburtstagen einnahmen. Es war nicht wie früher, wo diese Pavillons an eine bestimmte Saison gebunden waren. Ob Gott schlief - früher hatte es während seiner viermonatigen Ruhephase keine Hochzeiten gegeben - oder wach war, ob in der kalten Jahreszeit oder in der heißen, die Zelte wurden das ganze Jahr über aufgestellt. Ein paar Sonnenstrahlen, die den Staubpanzer über dem dicken Glas des permanent geschlossenen Fensters durchdrungen hatten, zeichneten helle Flecken auf das Bett. So dunkel die Gasse auch war, die Mischung aus Licht und Schatten, die sie aussehen ließ wie die Früchte der Flacourtia oder Madagaskar-Pflaume, ließ keinen Zweifel zu: die Nacht war vorüber. Sowieso lag das Haus direkt an der Straße, und unmittelbar davor war die Straßenbeleuchtung, wie sollte es da Nacht geben. Nur die Farben des Lichts änderten sich, mal war es trübe, mal noch trüber. Ja, es war Morgen. Wieder mal Zeit, einige Stunden lang der Welt gegenüberzutreten, die sich in den letzten Monaten für ihn immer stärker zusammengezogen und verkleinert hatte.

Er setzte sich auf. Schlug die dünne Baumwolldecke zurück. Es führte kein Weg daran vorbei, er musste hinuntergehen. Wie schwer es ihm heute fiel, aufzustehen. Aber es musste sein. Er verließ das Zimmer und machte sich daran, die Außentreppe hinabzusteigen.

Seine Mutter war auf der Straße, sie stritt sich mit dem Gemüsehändler.

„Erbsen sollten inzwischen eigentlich umsonst sein! Und du ...“

„Verehrteste, mit den Erbsen ist es bald zu Ende. Sollen sie mir nicht auch etwas einbringen? Fünf Kilo für fünfzig Rupien auf dem Markt ...“

In der Autorikscha knallten Stahlrohre zusammen. Ein vorbeifahrender Motorroller drängte die Passanten zur Seite.

Er öffnete die Tür zu dem unteren Zimmer und zog sie sofort wieder fest hinter sich zu.

Im Zimmer schritt er durch den Türrahmen, der in der Trennwand rechterhand als Tür herhielt, und erblickte vor sich auf dem Bett seinen Sohn, der mit muffiger Miene dabei war, sich die Schuhe anzuziehen. In der Ecke auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers war die Badezimmertür geschlossen, und unwillkürlich hob sich sein Blick in Richtung der Nische, die aus der Wand des Badezimmers und der Wand des einen langgestreckten Zimmers der Wohnung gebildet wurde. In dieser Küchenecke stand Puschpa, damit beschäftigt, mit energischen Bewegungen den Teig für die Chapatis auszurollen. Er drehte den Hahn an dem kleinen Waschbecken auf, das an der Badezimmerwand hinter ihr angebracht war, wusch sich das Gesicht, drückte Zahnpasta auf die Zahnbürste, fuhr sich hastig damit durch den Mund

und sah, während er laut gurgelte, auf Puschpas durchgedrückten Rücken. Kein Anzeichen für Lockerung.

Er war spät dran. Dafür, noch die Pfanne für die Fladenbrote von der Platte zu nehmen und Tee für ihn zu machen, war keine Zeit. Er räusperte sich. Seine Seitenblicke trafen immer wieder auf ihren Rücken, doch der blieb unverändert gerade wie ein Stock. Ihm schien sogar, er wäre noch steifer geworden. Die Pfanne wurde vom Gas genommen und etwas heftiger als nötig hingeknallt. Der aufgeblähte Brotfladen, der auf der Pfanne gelegen hatte, begann nach der Ohrfeige, die ihm durch das Werfen auf den Berg seiner Verwandten zuteil geworden war, Dampf auszustoßen.

Erlösung von all dem Radau war nicht in Sicht.

Also los, bringen wir erst einmal den Jungen zur Schule. Er nahm die kleine Hand seines Sohnes in die eine und die Schultasche in die andere Hand.

„Tschüs, Mammi“, murmelte der Sohn.

„Ich geh dann mal“, sagte er, unnötigerweise.

„Tschüs, Sohn, mach's gut“, kam die Stimme von der anderen Seite des Rückens. Das Nudelholz blieb in Betrieb.

Seit einem Jahr war er es, der morgens den Sohn zur Schule brachte. Früher war der zusammen mit weiteren zwanzig Kindern direkt vor der Tür in einen Maruti-Kleintransporter eingestiegen. Seit zwei Monaten ging er zu Fuß.

„So sparen wir das Geld für den Bus“, hatte Puschpa gesagt.

Dem sechsjährigen Varun behagte die neue Regelung nicht. Mit langem Gesicht ging er an der Hand seines Vaters zur Schule und kehrte ebenso zurück. Es war ein 15minütiger Weg bis zur Little Saints National Convent School. Jeden Tag beraubte dieser Weg Varun um fünfzehn Minuten Schlaf. Um den wunderbaren Morgenschlaf, diesen Schlaf voll tiefer Entspannung, bei dem man, anstatt sofort aufzuspringen, noch etwas liegenblieb, sich mit ausgestreckten Beinen einkuschelte, voller Wohlbehagen im Bewusstsein, schon wach zu sein, aber im Bett bleiben und sich in süßer Verweigerung noch einmal herumwälzen zu können. Fünfzehn Minuten lang jeden Tag beklagten sich seine kleinen, beinahe leblosen Finger bei der breiten Hand des Vaters wortlos über den Verlust dieses Schatzes. Über den fehlenden Schlaf, den er, wie ihm schien, seinem kleinen Sohn gestohlen hatte, dessen Wonnen er selbst dagegen seit einem Jahr auskostete.

Wieso aber fühlte er sich, nachdem er so tief geschlafen hatte, heute so elend?

Ohne Eile zuckelte er zurück. Die Autorikscha war verschwunden. Auf der Straße hatte sich der Tumult verstärkt. Er öffnete die Gittertür am oberen Ende der zwei Stufen und kam in den kleinen Bereich des langgestreckten Zimmers, der das Wohnzimmer bildete. Schwer ließ er sich auf das Sofa fallen. In der Mitte der großen, vom Boden bis zur Decke reichenden und als Raumteiler dienenden Vitrine war der Fernseher, darauf standen wie immer die braunen Plastiktiere bereit zum Aufbruch.

„Nicht ein einziges Gujiya-Pastetchen haben sie geschickt“, stimmte seine Mutter ihre Litanei an, sobald sie seiner ansichtig wurde. Sie brachte ihm Tee. „Wenn schon nicht für uns, hätten sie doch wenigstens für ihren Enkel etwas schicken können! Nicht mal ein halbes Kilo Süßigkeiten ist bei denen drin. Bei jedem Fest das gleiche. Wir haben ja nie etwas für uns selbst verlangt, aber ...“

„Ich muss weg“, meldete sich Puschpa von der anderen Seite des Raumes, öffnete mit einem Ruck die Tür und eilte die Treppe nach oben.

Die Chapatis waren in der Warmhaltebox. Auf der Herdplatte keuchte nach dem letzten Pfeifen der Schnellkochtopf den restlichen Dampf aus. Die Arbeitsplatte, die Puschpa mit einem feuchten Tuch abgewischt hatte, glänzte. Das Brett zum Ausrollen der Brotfladen, das Nudelholz, Gläser und Schüsseln standen zu einem Haufen gestapelt da, als wären sie vergessen worden. Sie hatte alles abgewaschen, sollte sie die Sachen vielleicht auch noch selbst wegräumen? Sie musste duschen, sich fertigmachen, das Handy vom Ladegerät trennen und in die Handtasche stecken, von dem Gezänk hier wegkommen.

Er starrte auf die Plastiktiere, das Kamel, den Elefanten, den Ziegenbock und den Löwen. Rund zwei Jahre waren es her, seit sie die Tiere von einem Ausflug nach Agra mitgebracht hatten. Wie lange lag das zurück! Es war dort wahnsinnig voll gewesen. Indem sie das Motorrad wie durch ein Schlachtfeld lavierten, waren sie unter Verwünschungen der Menschenmengen nach einer langen Irrfahrt durch die ganze Stadt am Taj Mahal angelangt. Heute könnten sie an eine solche Ausgabe nicht einmal denken. Das Glaskästchen mit dem Modell des Taj Mahal stand ganz oben. Es bekam bereits Risse. Jetzt würde er nur noch Plastiklöwen anschauen können, seinen Vater Daulatram beim Essen die kalten Fladen verfluchen hören, seiner Mutter Schakuntala beim Zubereiten des Gemüses zusehen und seiner Frau, wie sie sich zurechtmachte und das Haus verließ, um den Lebensunterhalt für alle zu verdienen.

Er rief Nitesch an, der auf dem Revier Delhi-Chattarpur arbeitete. Er musste unbedingt weg von hier, weg von seiner Frau mit ihrem starren Rücken, von seinem Sohn mit diesem beleidigten Gesicht und von seinen ständig nörgelnden Eltern. So weit wie möglich weg.

„Soll das Brot sein?“ Das war Daulatram. „Heutzutage können die Frauen nicht einmal Teig kneten. Ich habe gesehen, wie meine Mutter Teig gemacht hat. Rechts, links, mit Sorgfalt. Liebevoll. Immer in dem Bewusstsein, dass sie das Essen für ihren Mann macht und für ihren Sohn. Mit Gefühl knetete sie. Aber heute, Wasser ins Mehl, fertig, Gott befohlen. Es gibt sogar Familien, die sich von gekauftem Brot ernähren, ausländischem Brot. Hier – komm mal her, wo steckst du denn, Adhiraths Mutter! Du hast mir wenigstens keine verbrannten Fladenbrote zum Frühstück vorgesetzt. Sieh nur, hier ist es ganz roh, auf einer Seite ist es nicht aufgegangen ... Aber schminken muss sie sich, rennt überall herum ...“

„Hol bitte Varun von der Schule ab. Um zwei. Ich habe zu tun.“ Während er es zu seinem Vater sagte, rannte er schon die Stufen zum oberen Zimmer hoch. Puschpa hatte Lippenstift aufgetragen. Sie nahm das nasse Handtuch vom Stuhl, hängte es auf die Leine, die über den schmalen Balkon vor der Tür gespannt war, nahm ihre Handtasche an sich und verließ das Zimmer. Seine Mutter redete ständig über die Ausgaben, sein Vater meckerte an allem und jedem herum, sein Sohn zeigte ihm selten ein lachendes Gesicht, und die Frau, die er hatte,

wandte ihm beständig den Rücken zu. Ein Mann, der nur ein halbes Gehalt bezog, war nur ein halber Mann. Er ging duschen.

Als er neben dem Motorrad stand, zog er sein Portemonnaie aus der Hosentasche. 232 Rupien. Hundert Rupien würden allein beim Tanken draufgehen. Nicht dass ihn die Kiste unterwegs im Stich ließ... Die Zeit, in der er sich eine Völltankung leisten konnte, war eh vorbei. Zwei, höchstens drei Liter waren drin. Aber das Rad stand die meiste Zeit ja auch nur herum.

Er raste grinsend über rote Ampeln, drängte Rikschas zur Seite, schlängelte sich zwischen Fahrzeugen hindurch, schrammte einen makellos weißen Maruti Esteem und amüsierte sich nach Tagen wieder damit, den fischen Fahrer des Wagens mit einem derben Schimpfwort zu bedenken. Auch heute konnte keiner ihn schnappen. Ihm würde ohnehin niemand einen Strafzettel ausstellen. Ein paar Vorteile, die der Job mit sich brachte, waren ihm geblieben, selbst wenn seine weitere Anstellung gefährdet war.

Zwei Stunden später war er an der Polizeistation Chattarpur, erschöpft und mit schmerzenden Rücken vom nicht mehr gewohnten Motorradfahren. Er lachte innerlich, als er dachte: wie lange war es her, seit er nicht nur sein Bike, sondern überhaupt etwas zwischen den Beinen gehalten hatte. Monate. Was deutete noch darauf, dass er ein Mann war? Er parkte das Motorrad, setzte den Helm ab und hängte ihn an den Lenker. Er nahm einen Kamm aus der Hosentasche und fuhr sich vor dem Rückspiegel damit durch das Haar. Ziemlich lang geworden. Aber wozu sollte er es schneiden lassen? Lieber das Geld dafür sparen. Der Gedanke ärgerte ihn, das klang ja wie ein Echo der ständigen Rede seiner Mutter. Mit forschem Schritt betrat er das Gebäude, warf dem diensthabenden Wachtmeister ohne hinzusehen ein „Wie geht’s“ zu und ging weiter in das Zimmer zur Linken, wo er Nitesch zu finden erwartete. Das Zimmer war leer.

Der Wachtmeister war hinter seinem Tisch hervorgekommen und ihm gefolgt.

„Ist nicht da. Ist weggefahren“, sagte er. „Hat er Sie nicht angerufen?“

Adhirath zog das Handy aus der Tasche. In der Tat, drei verpasste Anrufe, zwei von Nitesch, einer von der Festnetznummer zu Hause.

Er wählte auf dem Diensttelefon des Wachtmeisters die Nummer zu Hause. Es war seine Mutter gewesen, die ihn angerufen hatte, sie wollte wissen, ob er zum Mittag zurück wäre.

„Wenn ich zum Mittagessen kommen würde, hätte ich dann Papa gebeten, Varun abzuholen?“ fragte er sie gereizt.

„Hat er mir vielleicht Bescheid gesagt? Du jedenfalls nicht. Keiner sagt mir etwas, wie soll ich es dann wissen? Hättest du es morgens der Schwiegertochter gesagt, hätte sie doch keine Chapatis für dich zum Mittag gemacht. Zum Frühstück hast du auch nichts gegessen. Soll ich jetzt die trockenen alten Chapatis herunterwürgen? Meine Knie ...“

„Wirf sie weg“, sagte er wütend.

„Weißt du eigentlich, wie teuer das Mehl ist? Und der Müller nimmt zwölf ...“ Adhirath knallte das Telefon in die Halterung. Der Wachtmeister stand da, schaute in irgendeine Akte in der Hand und tat, als hätte er nichts gehört.

„Was hat Nitesch gesagt? Wann ist er zurück? Ist er auf Streife?“

Nach den Holi-Feiertagen war es ruhig hier. Ein paar Streitigkeiten allenfalls. Auch möglich, dass alle noch mit Bhang zugehörnt waren. Nitesch hatte Glück mit dieser Stelle. Ein friedlicher Ort. Beliebt war der Posten allerdings nicht. Wer hier stationiert war, tat alles dafür, dass er bald wieder versetzt wurde. Es war weder Stadt noch Land, obwohl auch ein paar Dörfer zum Einzugsbereich dieser Dienststelle gehörten.

„Es hat einen Mord gegeben. Da ist er hingefahren“, sagte der Wachtmeister.

Adhirath riss die Augen auf. Hier, an diesem verschlafenen Ort?

„Wo?“

„Gegen neun hat der Ortsvorsteher von Chandola angerufen. Auf einem Gutshof ist die Leiche einer Frau gefunden worden.“

Adhirath ging hinaus und richtete das Motorrad auf. Er würde das Fahren wieder üben müssen. Er stieg auf und blickte sich um. Vor ihm lag die nahezu ausgestorben wirkende Straße. Ein Laster mit einer Ladung Blechplatten fuhr rasselnd vorbei. Etwas entfernt saßen drei oder vier Männer unter einem Pipalbaum und rauchten ihre handgedrehten Bidis. Er könnte vielleicht nach Gurgaon fahren. Geld, um ins Kino zu gehen, hatte er allerdings nicht. Dann eben Schaufensterbummel. Er trat auf den Kickstarter und fuhr langsam bis zu dem Pipalbaum. Ohnehin musste er dort vorbei, denn dort befand sich die Unterbrechung der erhöhten Fahrschulbegrenzung, durch die man auf die entgegengesetzte Fahrbahn fahren konnte. Er hielt an und fragte, an die ganze Gruppe gewandt: „Chandola?“

Einer kam heran: „Fahren Sie geradeaus weiter. Auf der linken Seite ist ein Markt. Danach weiter geradeaus, über die Bahnlinie, dann rechts, bis zum Bahnhof. Dort fragen Sie noch einmal. Es ist nicht weit davon. Die Bahnlinie müssen Sie überqueren.“

Adhirath fuhr nicht auf die andere Fahrbahn. Zu Hause warteten ja doch keine frischen Chapatis auf ihn!

Nachdem er mehrmals nach dem Weg gefragt hatte und dreimal abgebogen war, erreichte er den Bahnhof. Dort fiel ihm ein, dass er sich gar nicht erkundigt hatte, auf welchem Hof die Leiche gefunden worden war. Neben dem Bahnhof war der Dorfmarkt von Jhandapur. Er fragte einen inmitten von Hacken, Rohren und Körben sitzenden älteren Mann, wo der Mord stattgefunden hatte.

„Bei uns gibt es so etwas nicht“, sagte der Händler verächtlich.

Er fragte ihn, wo es nach Chandola ging. Widerwillig wies der Mann auf die Straße direkt vor dem Bahnhof. Überrascht bemerkte Adhirath, dass sie eben und frei von Schlaglöchern war.

Der Gutshof lag an der Straße zwischen den beiden Dörfern. Name oder Adresse brauchte er nicht mehr. Der Tatort war schon von weitem zu erkennen. An der Straße standen dichtgedrängt Leute, alle blickten in dieselbe Richtung. Adhirath stellte den Motor ab und ließ die

Maschine im Leerlauf ausrollen. Er parkte, hängte den Helm an den Lenker und fuhr sich mit den Händen durchs Haar, während er sich zu der Gruppe gesellte. Alle hatten den Blick auf den Pfad geheftet, der vom Straßenrand auf ein stattliches Haus zuführte. Solche Häuser gab es auf den Landschaftsgemälden, die auf dem Wochenmarkt in Delhi verkauft wurden. Zu Hause hatte er in Puschpas und seinem Zimmer einen Platz für ein solches Landschaftsbild reserviert, eine größere rechteckige Aussparung in der Wand. Aber er hatte kein Bild gefunden, das genau in die Vertiefung passte. Entweder waren sie zu klein oder zu groß. Und heute stand vor ihm ein echtes Haus, das aus einem derartigen Landschaftsbild zu stammen schien. Eine imposante Toreinfassung aus rotem Sandstein markierte den Eingang zu dem schmalen Weg. Die Flügel des darin eingefügten schmiedeeisernen Tores waren nach innen geöffnet, so dass rechts und links Elefanten mit Blumengirlanden in den hochgereckten Rüsseln vor den Besuchern salutierten.

(Mit freundlicher Genehmigung des Draupadi Verlags)